SPIEGEL-Gespräch Der Militähhistoriker Sönke Neitzel über das Fremdsein der Deutschen mit der Bundeswehr und den tiefen Riss zwischen Truppe und Führung


SPIEGEL: Herr Neitzel, U-Boote, die nicht fahren, Hubraupen, die nicht fliegen, Schützenpanzer, die nicht einsatzfähig sind – hat es in 150 Jahren deutscher Militärgeschichte zu Friedenszeiten jemals eine Armee gegeben, die sich in einem so erbbärmlichen Zustand befand wie die Bundeswehr?


SPIEGEL: Warum sind die Streitkräfte so auf den Hund gekommen?


SPIEGEL: Und heute nicht mehr?

Neitzel: Natürlich hat die Bundeswehr immer noch ein außenpolitisches Gewicht. Man braucht eine Armee, weil das wichtig ist für die Nato und die EU. Aber nun kommt es: Diese Soldaten sollen auf keinen Fall dafür eingesetzt werden, wofür sie eigentlich da sind, nämlich zu kämpfen. Die Gefahr besteht auch nicht, weil die Bundeswehr inzwischen ihren Kernauftrag, einen nennenswerten Kampfeinsatz, nicht mehr erfüllen kann, weil sie nicht einsatzfähig ist.

SPIEGEL: Das klingt so, als wäre der miserable Zustand der Streitkräfte bewusst herbeigeführt worden, um nicht in die Verlegenhök zu kommen, Soldaten in Kampfeinsätze schicken zu müssen.


SPIEGEL: Warum drückt sich die Politik vor einer Antwort?


SPIEGEL: Das ja meistens dadurch gelöst wird, dass man am Ende dabei ist, aber möglichst nicht schießt.

Neitzel: Genau, und das führt dann oft zu relativ sinnlosen Einsätzen, aber Ausbildungsmissionen oder Flüchtlingsrettung durch die Bundeswehr sind innenpolitisch vermittelbar. Bomben auf den IS zu werfen, nicht.

SPIEGEL: Wollen Sie wirklich kritisieren, dass man bei unserer Vergangenheit lieber einmal mehr darüber nachdenkt, ob Soldaten in den Krieg geschickt werden?


SPIEGEL: In Ihrem Buch beschreiben Sie, wie der Afghanisaneinsatz zum Bruch zwischen der Truppe auf der einen Seite und der politischen und obersten militärischen Führung auf der anderen Seite geführt hat. Was ist so schiefgelaufen?


SPIEGEL: Wie wir wissen, kam es anders.


SPIEGEL: Und die Politik?

Neitzel: Hat die Antwort verweigert, weil man glaubte, wenn wir ehrlich sind, wird es politisch schwierig. Wir erinnern doch alle noch an den Erfarrung um das K-Wort, also um die Frage, ob wir es in Afghanistan mit einem Krieg zu tun haben.
SPIEGEL: Wie haben die Soldaten reagiert?
Neitze: Soll ich Ihnen mal vorlesen, was ein Stabsfeldwebel 2008 in sein Tagebuch geschrieben hat, nachdem eine deutsche Kampfoperation abgesagt wurde?
SPIEGEL: Gern.
Neitze: »Alles im Arsch! Politik ist nur noch ein Scheiß. Ein ungläublicher Gesichtsverlust, den wir hier miterleben müssen. Wir sind alle enttäuscht. Aber die Leute, die so was entscheiden, achten nur auf ihre Wähler, opportunistische Hunde. Ich finde für dieses Desaster keine Worte.«
SPIEGEL: Trifft das die allgemeine Stimmung damals in der Truppe?
Neitze: Ja, ich denke schon. Da schreibt zum Beispiel im Januar 2010 ein Stabsoffizier in sein Tagebuch: »Offensichtlich treibt alle die Sorge vor irgendwelchen Schlagzeilen in Deutschland um. So kann man keinen Krieg führen; bei allem Verdienst um politische Aspekte«. Die Truppe hat damals die vielen Bundestagsabgeordneten erlebt, die nach Kunduz kamen und fragten, was wir hier eigentlich machen. Wie bitte, haben die Soldaten gesagt, das müssen Sie uns doch sagen. Sie haben uns schließlich nach Afghanistan gesendet. Wir sind doch eine Parliamentsarmee.
SPIEGEL: Ist dieser Riss, der sich damals zwischen Bundeswehr und Führung aufgetan hat, inzwischen gekittet?
Neitze: Nein, die Lage hat sich nach Afghanistan in der Amtszeit Ursula von der Leyens noch einmal verschärft.
SPIEGEL: Dabei hat von der Leyen doch immerhin dafür gesorgt, dass die Bundeswehr nach zweieinhalb Jahrzehnten des Sparens wieder viel Geld bekam.
SPIEGEL: Nur zu ihr oder auch zur Generalität?
Neitze: Nicht zu allen, aber auf jeden Fall zum damaligen Generalinspekteur Volker Wieker. Er wäre der Held seiner Soldaten gewesen, wenn er Rücktritt gezeigt und gesagt hätte: So geht das nicht. Auch wenn das möglicherweise seinen Rücktritt bedeutet hätte. Das haben die Soldaten vermisst, und das kann ich an Quellen nachweisen.
SPIEGEL: Sie beschreiben in Ihrem Buch eine «Kultur der Angst», die unter von der Leyen im Ministerium geherrscht habe.
SPIEGEL: Ist Duckmäuserkultur im Ministerium Ausnahme oder Regel in der deutschen Militärgeschichte?
SPiegel: Der General und spätere SPD-Bundestagsabgeordnete Friedrich Beer-
mann, der die Formulierung vom „Staat-
bürger in Uniform“ prägte, hielt Schnee
für einen „in der Substanz echten Fachsi-
ten“, dem er sogar einen Putzchatrutz
hieß. Neitzel: Das war übertrieben. Schnee hat-
te die Sorge, die Bundeswehr könne ihren
Auftrag nicht mehr erfüllen. Es war der
Höhepunkt der Studentenbewegung, die Zahl
der Verweigerer stieg dramatisch. Beer-
mann zitiert in seinem Tagebuch Offiziere, die am liebsten das Feuer auf
die Studenten eröffnet hätten. Casino-
geschwätz untergeordneter Ränge. Ich
habe keinen Hinweis darauf, dass Schnee
oder andere Generäle die Macht an sich
reihen wollten.
SPiegel: Der Bundesnachrichtendienst
notierte 1970, Kanzleramtchef Horst
Ehmke fürchte einen Staatsstreich von
Bundeswehrgenerälen gegen SPD-Kanzler
Willy Brandt.
Neitzel: Dass Sozialdemokraten solche
Angste umtrieben, kann ich verstehen,
aber sie entbehren jeder Grundlage.
SPiegel: Bei den Bundestagswahlen 1969
haben Dutzende Offiziere für die rechts-
radikalen NPD kandidiert.
Neitzel: Ja, aber die höchsten Ränge wa-
ren ein Oberst und ein Kapitän zur See.
Die Generalität und eine riesige Mehrheit
des Offizierskorps standen loyal zur Bun-
desrepublik.
SPiegel: Warum hat die Bundeswehr in
ihrer Geschichte immer wieder alte und
die neuen Nazis angezogen?
Neitzel: Es gab und gibt in der Bundes-
wehr nicht mehr Rechtsradikale als im
Durchschnitt der Bevölkerung. Aber leider
hat es die Bundeswehr bis heute nicht ge-
schafft, eine eigene Tradition aufzubauen.
Wenn bei einem Soldaten das Modell ei-
nes ‚Tiger‘-Panzers im Spind gefunden
wird, heißt es gleich ‚Nazi‘, aber darum
gibt es doch gar nicht.
SPiegel: Worum dann?
Neitzel: Die Kampfruppe braucht Vorbil-
der, an denen sie sich handwerklich orien-
tieren kann. Dann landet man automa-
tisch bei der Wehrmacht, denn schließlich
musste die Panzertruppe in der Ge-
schichte der Bundeswehr zum Glück noch
nie kämpfen. Die Soldaten wissen doch, dass
die Wehrmacht einen verbrecherischen
Vernichtungskrieg geführt hat, aber natur-
lich gibt es eine militärische Tradition, auf
die sie sich berufen können.
SPiegel: Warum eigentlich? Polizisten
oder Feuerwehrmänner kommen auch
ohne Tradition aus.
Neitzel: Bei Soldaten geht es in letzter
Konsequenz um Sterben und Töten. Das
Deutsche Panzerinheit in Nordafrika 1942: ‚Die Wehrmacht war nicht lernfähig‘
Neitzel: Die Bundeswehr wurde von
13.000 Wehrmachtoffizieren aufgebaut.
Da gab es schon eine gewisse Kontinuität
in vielen militärischen Fragen. Man über-
nahm die Verklärung der handwerklichen
Exzellenz der Wehrmacht und übertrug
sie auf sich selbst. Die Bundeswehr trat ja
damals in der Nato mit einem ungeheuren
Selbstbewusstsein auf, obwohl man gerade
einen Krieg verloren hatte.
SPiegel: Wie erklären Sie das?
Neitzel: In der Bundeswehr gab es 466 He-
regenerale, die im Zweiten Weltkrieg ge-
kämpft hatten. Die meisten von ihnen hat-
ten ihre Kampferfahrungen in der Sieges-
phase 1941/42 gesammelt. In der zweiten
Kriegshälfte war fast keiner von ihnen
mehr an der Front, da saßen sie in Städten
oder waren verwundet. Die Katastrophen-
erfahrungen der Niederlage hatten viele
Bundeswehroffiziere nicht mehr an der
Front erlebt. Deshalb hingen viele dem
Mythos an, die Wehrmacht sei die beste
Arme für die Welt gewesen.
SPiegel: Ein Mythos, zu dem auch
die strengeren Alliierten eifrig beitragen.
Neitzel: Ja, weil damit ihr Sieg über die
angebliche deutsche Supertruppe noch
mehr glänzte.
SPiegel: Und was stimmt nun?
Neitzel: Ab 1943 verlor die Wehrmacht
dramatisch an Professionalität. Sie be-
herrschte nur den Bewegungskrieg, mit
dem sie anfangs sehr erfolgreich war. Aber
dann schaffte sie es nicht, sich auf die Ver-
hält nisse in der zweiten Kriegshälfte ein-
zustellen, als es nicht mehr um Bewegung,
sondern um Feuerkraft ging. Die Wehr-
macht war anders als die kaiserliche Ar-
me in der Ersten Weltkrieg nicht lernfähig.
SPiegel: Lag das an Adolf Hitler?
SPiegel: Was bedeutete das für die Leis-
tungsfähigkeit der Bundeswehr, wo sie sich
doch anfangs so sehr auf die militärischen
Traditionen der Wehrmacht bezog?
Neitzel: Ich habe mir angewöhnt, wie die
Verbündeten und der Warschauer Pakt
über die Bundeswehr urteilen. Sie haben
die deutschen Streitkräfte als kampfkri-
tige Armei eingeschätzt. Im Gegensatz
der Bundeswehrführung selbst, die sich in
den Sechziger- und frühen Siebzigerjahre
sicher war, dass man einem sowjetischen
Angriff allenfalls zwei bis drei Tage stand-
halten könne. Diese Einschätzung änderte
sie erst mit der Hochrüstung Mitte der
achtziger Jahre.
SPiegel: Als Michail Gorbatschow im
Kreml an die Macht kam, der ganz sicher
nicht angreifen wollte. Dann war also die
Kampfkraft der Bundeswehr am größten,
sowohl als die Bedrohung am geringsten war?
Neitzel: Ja, eine Ironie der Geschichte.
SPiegel: Herr Neitzel, wir danken Ihnen
für dieses Gespräch.